

**HEYNE <**

## DAS BUCH

Die fünfzehnjährige Sherry kann sich noch daran erinnern, wie es war, das Sonnenlicht auf der Haut zu spüren. Selbstgebackenen Apfelkuchen zu essen. Sich mit ihrer besten Freundin tuschelnd und lachend für die Party am Abend zu schminken. Doch die Bilder in ihrem Gedächtnis werden immer blasser. Denn Sherry und ihre Familie leben seit über drei Jahren in einem Bunker, nachdem über ihre Heimatstadt L.A. eine Katastrophe hereinbrach: Ein mutiertes Tollwutvirus befiel einen Großteil der Bevölkerung, ein Militärschlag tat ein Übriges und vernichtete die Reste der Zivilisation. Als die letzte Konserve verzehrt ist, bleibt Sherry und ihrem Vater nichts anderes übrig, als den Bunker zu verlassen und sich auf die Suche nach Nahrungsmitteln zu machen – und anderen Überlebenden. Sie ahnen nicht, auf was sie sich einlassen. Denn diejenigen, die die Straßen der verlassenen Stadt durchstreifen, sind kaum mehr als Menschen zu bezeichnen ...

## DIE AUTORIN

Susanne Winnacker studierte Jura, ehe sie ihre große Leidenschaft, das Schreiben, zum Beruf machte. Außer Geschichten aller Art liebt die Autorin Tiere und – Kaffee (immer und in jeder Form). Mit ihrem Mann lebt sie im Ruhrgebiet. **THE WEEPERS – UND SIE WERDEN DICH FINDEN** ist ihr Debütroman.

**Susanne  
Winnacker**

**The  
Weepers**

**... und sie werden  
dich finden**

**ROMAN**

Aus dem Englischen  
von Kristof Kurz



Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel  
*The Other Life* bei Usborne Publishing Ltd., London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Copyright © 2012 by Susanne Winnacker  
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion: Babette Kraus  
Umschlaggestaltung: Büro Überland, München  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-31424-5

[www.heyne-fliegt.de](http://www.heyne-fliegt.de)

*Für meinen Schatz*

*Das Lachen sprudelte aus ihr heraus.*

*Es wurde immer schriller, je höher sie sich hinaufschwang. Ich schubste die Schaukel noch fester und ließ Mia in den Himmel schweben.*

*»Höher!«*

*Morgen würden mir die Hände wehtun.*

*Mias Lachen spornte mich an. »Nicht aufhören.«*

*Bald würde sie heiser sein.*

*Mias Lachen und der hellblaue Himmel über uns.*

*Ich wünschte, jeder Tag wäre so wie heute.*



## Eins

3 Jahre, 1 Monat, 1 Woche und 6 Tage, seit ich zum letzten Mal Tageslicht gesehen hatte. Ein Fünftel meines Lebens.

»Wir haben kein Essen mehr«, sagte Dad, als er aus der Vorratskammer trat. Er vermied es, uns anzusehen. Ganz besonders Mom, weil er sich schämte, das auszusprechen, was wir schon seit einiger Zeit wussten. Wir hatten lange genug versucht, uns etwas vorzumachen, aber wir waren ja nicht blind.

Nur bitte, bitte, nicht schon wieder ein Streit.

Mom sah vom Boden unserer behelfsmäßigen Küche auf, hörte auf zu putzen und stellte den Mopp beiseite. Ich beobachtete, wie sich eine kleine Pfütze darunter bildete. Ihre ungewaschenen blonden Haare fielen schlaff auf ihre Schultern. Beim Anblick ihres erschöpften Gesichts krampfte sich mein Magen zusammen.

»Was redest du denn da? Es müsste doch noch mindestens acht Monate reichen.«

Es war schon erstaunlich, wie leicht ihr diese Lüge über die Lippen kam – als wäre sie sich dessen gar nicht bewusst. Sie wischte sich die Hände an der Schürze mit dem Blumenmuster ab – es waren genau 89 Blumen, ich hatte sie gezählt. Dann trat sie in die Vorratskammer. Gleich ging's los.

1139 Tage, seit ich die Stimmen meiner Freunde zuletzt gehört hatte. Seit ich den Himmel gesehen hatte.

Mit in die Hüften gestemmt Armen startete sie Dad an. Ihre Augenbrauen zogen sich zu einer einzigen wütenden Linie zusammen. »Wir haben doch Vorräte für vier Jahre eingelagert. Das hast du selbst gesagt.«

Dad seufzte. Er lehnte sich gegen ein Regal und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Wir müssen uns irgendwie verrechnet haben. Vielleicht haben wir mehr gegessen als geplant.«

So fing es immer an: Auf Anschuldigungen folgten empörte Zurückweisungen, Geschrei und schließlich Tränen. Danach ignorierten sie sich stundenlang und strafteten sich gegenseitig mit Schweigen. Heute war der 996. Tag, an dem sie sich stritten.

996 von 1139 Tagen. Kein schlechter Schnitt. Na ja, es kam darauf an, wie man es sehen wollte. Noch vier Tage, und sie würden die 1000 geschafft haben. Ob wir das feiern sollten? Manchmal fragte ich mich, ob ihnen überhaupt bewusst war, wie oft sie sich anschrien. Vielleicht war es ihnen egal. Oder es war ihre Methode, die Zeit totzuschlagen.



22 336 Stunden, seit ich zum letzten Mal frisch gemähtes Gras gerochen oder ein Eis gegessen hatte.

»Du hast ausgerechnet, wie viele Vorräte wir brauchen! Du ganz allein!« Mit einem leicht zitternden Zeigefinger deutete Mom anklagend auf Dad. Ein Schweißtropfen rann ihre Stirn hinunter und glitzerte im künstlichen Licht. Der Stromgenerator, der die Klimaanlage versorgte, hatte kaum noch Energie. Ich trat schneller in die Pedale, und die Luft wurde wieder kälter.

»Das Essen wird vier Jahre reichen, hast du gesagt. Das hast du gesagt«, rief Mom mit verzerrtem Gesicht. »Vier Jahre!«

Ihre schrille Stimme ließ mich zusammenzucken. Es war nur eine Frage von Sekunden, bevor sie in Tränen ausbrechen würde.

Dad warf mit einem frustrierten Gesichtsausdruck die Arme in die Höhe. »Tja, offensichtlich habe ich mich geirrt. Die Kinder sind gewachsen. Sie haben mehr gegessen, als wir gedacht haben!« Er hob die Stimme, so dass sie den kleinen Raum erfüllte und von den sterilen weißen Wänden widerhallte.

1 640 160 Minuten, seit ich zum letzten Mal gerannt war, seit der Wind mein Haar zerzaust hatte, seit ich einen Menschen gesehen hatte, der nicht zu meiner Familie gehörte.

»Dein Vater ist vor sechs Monaten gestorben. Sein Anteil hätte das mehr als wieder wettmachen müssen!«, schrie Mom.

Grandma zuckte zusammen, strickte aber weiter. Sie hörte eigentlich nie auf zu stricken. Jetzt bewegten sich ihre Hände sogar noch schneller. Die Nadeln klickten, als sie Masche um Masche aneinanderreichte.

*Klick. Klick.*

Hätten wir so viel Essen mitgenommen wie Grandma Wolle, dann hätten sie sich diesen Streit sparen können. Im Vorratsraum lag ein Wollvorrat, der wohl ein Jahrzehnt gereicht hätte. Ich warf einen Blick auf die große Kühltruhe – Grandpas letzte Ruhestätte. Bis vor drei Monaten hatten wir die eingefrorenen Lebensmittel neben ihm gelagert. Mit einem Schaudern trat ich noch schneller in die Pedale, wobei ich das Brennen in den Beinen nicht weiter beachtete. Schweißtropfen liefen meine Waden hinunter.

98 409 600 Sekunden, seit ich zum letzten Mal die Sonne auf meiner Haut gespürt hatte.

98 409 602 Sekunden, seit die schwere Stahltür ins Schloss gefallen war und uns von der Außenwelt abgeschnitten hatte. Uns hier eingesperrt hatte.

»Das ist unsere letzte Dose!« Mom hielt eine kleine silberne Konservendose mit Corned Beef in die Höhe. »Was glaubst du, wie lange kann man sechs Leute davon ernähren? Wie lange? Warum hast du nicht schon vorher was gesagt? Du hättest uns warnen müssen!«

Jetzt fing sie gleich an zu weinen. Garantiert.

Mom hatte die schwindenden Vorräte ganz bestimmt schon vor Wochen bemerkt. Selbst Mia hatte schon wissen wollen, warum die Regale leer waren. Mom suchte

nur nach einem Grund, um einen Streit mit Dad vom Zaun zu brechen. So ging das nun schon seit Monaten.

»Das ist nicht meine Schuld!«, brüllte Dad. »Warum hast du nicht selbst nachgesehen? Wenn du mal für eine Minute mit der verdammten Putzerei aufhören würdest, wäre dir das schon früher aufgefallen!«

Er stürmte aus dem Vorratsraum, aber er konnte sich nirgendwo verkriechen. Also blieb er vor der Wand stehen, die am weitesten entfernt war – gerade mal zehn Meter. Seine Schultern zitterten, und er bedeckte die Augen mit der rechten Hand. Ich hätte ja auf Mom getippt. Sie weinte normalerweise zuerst. Und sie weinte laut, versuchte nicht mal, es vor uns zu verbergen.

Vor dem Leben im Bunker hatte ich Dad niemals weinen sehen. Jetzt war es ein fast alltäglicher Anblick – üblicherweise zweimal die Woche, obwohl Mom knapp in Führung lag, was hysterische Nervenzusammenbrüche betraf. Ein paar Wochen bis zum Gleichstand, schätzte ich. Natürlich nur, wenn wir bis dahin noch lebten.

Mom stand in der Tür zum Vorratsraum und hielt die Dose mit dem Corned Beef in den geöffneten Handflächen, als wäre sie etwas Heiliges. Sie hatte die Lippen aufeinandergepresst. Tränen liefen ihre blassen Wangen hinunter. Ihre Haut war aschfahl, was an dem Mangel an frischer Luft und dem künstlichen Licht lag.

Der Fernseher flackerte, weil ich aufgehört hatte, in die Pedale zu treten. Einen Augenblick später wurde der Bildschirm schwarz. Bobby drehte sich um und warf mir

einen finsternen Blick zu. Er nahm die Ohrstöpsel heraus und öffnete den Mund. Ich schüttelte den Kopf und sah ihn warnend an. Sein Blick wanderte erst zu Dad, dann zu Mom, dann fielen ihm die Mundwinkel herunter.

»Bobby?«, jammerte Mia und zog an seinem Ärmel. Enttäuschung überschattete ihr rundes Gesicht, weil Arielle, die kleine Meerjungfrau, vom Bildschirm verschwunden war. Bobby legte den Arm um ihre Schulter und drehte sie ein wenig zu sich, damit sie nicht mitbekam, wie Mom und Dad stritten. Mal wieder. Dann sah er mich an und hob die Augenbrauen in einer stummen Bitte.

Normalerweise tat ich nie, was er von mir wollte. Er war zwei Jahre jünger als ich und sollte eigentlich auf mich hören – was allerdings selten genug der Fall war.

Ich stellte die Füße auf die Pedale zurück und fing an zu treten. Arielle erschien wieder auf dem Bildschirm und schwamm fröhlich mit ihren kleinen Fischfreunden durch den Ozean. Es war so lange her, seit ich zum letzten Mal Fisch gegessen hatte. Selbstverständlich erwähnte ich das Mia gegenüber im Moment besser nicht – dazu mochte sie Arielles Unterwasser-Königreich zu sehr.

Ich konnte mich nicht erinnern, wie der Ozean roch, wie es sich anfühlte, barfuß über den Strand zu laufen oder Sand zwischen den Zehen zu haben. Ich wusste ja nicht mal, ob meine Freunde überhaupt noch am Leben waren. Wie hatten sie überhaupt ausgesehen? Sie waren nicht mehr als eine verblässende Erinnerung. Ich

schluckte den Kloß in meinem Hals hinunter und strampelte, so schnell ich konnte.

Mom war immer noch in der Vorratskammer. »Das ist alles, was noch übrig ist«, flüsterte sie und betrachtete die Konservendose, als wäre sie unser Grabstein. Dad starrte weiterhin die Wand an, ohne sich umzudrehen. Zumindest hatten seine Schultern aufgehört zu zittern. Mom hob den Kopf und sah mich an. Sie weinte immer noch. Dann wanderte ihr Blick zu Bobby und Mia hinüber, die völlig in den Film vertieft waren, den sie schon zu viele Male gesehen hatten. Bobby hasste die kleine Meerjungfrau – er tat sich *Arielle* nur Mia zu liebe an.

Mit einem dumpfen Poltern fiel die Dose auf den Teppichboden, rollte ein paar Zentimeter und blieb liegen. Jede Faser dieses Teppichs war mir vertraut. Jeder Fleck, jede Abschürfung. Ich sah vom Boden auf. Moms Hände zitterten.

»Das ist alles.« Mit weit aufgerissenen Augen legte sie eine Hand auf den Mund, was ihr Schluchzen jedoch nicht dämpfen konnte.

Ich trat langsamer in die Pedale. Der Bildschirm flackerte, und ich strampelte wieder schneller. Dad wandte leicht den Kopf, um über die Schulter hinweg nach Mom zu sehen. Als sich ihr Schluchzen in hektisches Atmen verwandelte, sprang ich vom Rad. Dad und ich erreichten Mom gerade noch, bevor die Beine unter ihr nachgaben.

»Mom, sieh mich an.« Während Dad sie auf den

Boden legte, ergriff ich ihre Hand. Ihre Augen schossen wie wild zwischen mir und Dad hin und her.

»Langsam atmen, Schatz«, wies Dad sie an, aber Mom schien ihn nicht hören zu können. Die Atemzüge wurden immer schneller und hektischer, die Augen rollten wild.

Mom hatte ihre Asthmamedizin vor acht Monaten aufgebraucht.

Tränen brannten in meinen Augen. Ich blinzelte sie beiseite. »Mom.« Ich nahm ihr Gesicht in beide Hände und zwang sie, mich anzusehen. »Atme mit mir, Mom.« Ich holte tief Luft und atmete wieder aus, wobei ich mit den Lippen ein übertriebenes »O« formte. »Ein und aus, Mom. Ein und aus.« Endlich schien sie mich wieder wahrzunehmen. Sie versuchte, Luft zu holen. Ihr Brustkorb hob sich. Ich nickte und machte es ihr noch einmal vor. »Ein und aus.« Ihr Atem ging rasselnd, doch zumindest atmete sie überhaupt. Dad hielt ihre Hand. Der Streit war vergessen. Er starrte uns mit roten Augen an. Seine Wangen waren eingefallen, seine Haut viel zu bleich. Ich versuchte mich zu erinnern, wann er zum letzten Mal etwas gegessen hatte. Er hungerte uns zu liebe. Dann wandte ich mich wieder Mom zu und wiederholte die Atemübung – ein und aus. Ein und aus.

Grandma strickte immer weiter.

*Klick. Klick.*

Sie hatte nicht mal aufgeblickt.

*Klick. Klick.*

»Neben meinem Edgar ist noch Platz.« Grandmas

harter bayerischer Akzent durchschnitt den Raum. Alle sahen zur Kühltruhe hinüber. Alle bis auf Mia.

Gott sei Dank.

Wir hatten ihr eingeredet, dass Grandpa die letzten sechs Monate glücklich im Himmel und nicht steifgefroren neben den Erbsen verbracht hatte. Moms schwaches Lächeln verschwand wieder aus ihrem Gesicht, und sie schluckte hörbar.

»Grandpa Edgar?« Mia drehte sich mit neugierigen Augen zu uns um. Grandma sah von dem halbfertigen Schal auf, strickte aber weiter.

*Klick. Klick.*

»Ja, dein Großvater. Wer sonst?« Bis auf das Klicken der Stricknadeln war nichts zu hören.

*Klick. Klick.*

»Soll ich ihn dir zeigen?«

Eine Ader pulsierte auf Dads Schläfe. Er war kurz vor einem Wutausbruch. »Um Himmels willen, sei still!«, zischte er. Sonst redete er mit Grandma nie in diesem Ton.

»Habe ich dir keinen Respekt beigebracht, mein Sohn?«, zischte Grandma zurück. Sie strickte weiter.

*Klick. Klick.*

Mias neugierige blaue Augen wanderten zwischen Dad und Grandma hin und her. »Du hast gesagt, dass Grandpa im Himmel ist. Werden wir ihn bald im Himmel besuchen?«

Mom drehte sich um, ging in die Vorratskammer und zog den Vorhang hinter sich zu. Auch das konnte ihr

Schluchzen nicht übertönen. Dad ballte die Fäuste und funkelte Grandma wütend an. Bobby setzte sich auf den Heimtrainer und strampelte mit geschlossenen Augen und so verbissener Miene los, dass selbst das Zusehen wehtat.

Ich nahm Mia bei der Hand und führte sie zum Küchentisch, wo ich mich auf einen Stuhl fallen ließ und sie auf meinen Schoß setzte. »Werden wir Grandpa auch bald im Himmel besuchen?«, fragte sie noch einmal und sah mit ihren himmelblauen Augen zu mir auf. Ich lächelte krampfhaft. »Nein, Mia.«

Ihr Lächeln verschwand. »Warum nicht?«, schmolte sie.

»Es ist noch nicht soweit.«

Ich war noch nie auf einer Party gewesen, hatte mir noch nie die Haare gefärbt oder einen Jungen geküsst. So viel »noch nie«.

Dad warf mir einen anerkennenden Blick zu und presste die Lippen zu einer entschlossenen Linie zusammen, bevor er mir zunickte. Offenbar war er mit meiner Antwort zufrieden. Ich setzte Mia ab und gab ihr einen sanften Klaps auf den Hintern. »Jetzt geh und guck weiter *Arielle* an.«

Mia drehte ihren Kopf zum Fernseher, der erneut flackernd zum Leben erwacht war. Sie setzte sich wieder auf ihren Platz auf dem Boden. Inzwischen kannten wir alle den Film in- und auswendig. Wenn ich die Augen schloss, sah ich ihn in Gedanken weiterlaufen, nur von dem Geräusch von Grandmas Stricknadeln unterbrochen.



*Klick. Klick.*

Mom war immer noch in der Vorratskammer, aber sie hatte aufgehört zu schluchzen. Oder es irgendwie doch geschafft, das Geräusch zu dämpfen. Wahrscheinlich Letzteres.

Grandma strickte an ihrem sechzehnten Schal. Bobby trat wie ein Irrer in die Pedale. Beide bemühten sich, Mom nach Möglichkeit zu ignorieren. War ich denn die Einzige in diesem Bunker, die sich einigermaßen erwachsen aufführte? Ich fuhr mir mit der Hand durch die Haare und verzog das Gesicht, wenn meine Finger an Knoten hängenblieben. Mein Haar war stumpf. Shampoo und Spülung waren uns vor vierzehn Monaten ausgegangen. Der Seifenvorrat hatte immerhin noch bis vor drei Wochen gereicht. Mehr als eine kurze Dusche jeden dritten Tag erlaubte uns unser Wasservorrat sowieso nicht. Manchmal wurden der Schweißgestank und Bobbys Fußgeruch unerträglich, aber es gab kein Entkommen.

Ich nahm eine Strähne zwischen Daumen und Zeigefinger und betrachtete sie. Früher hatte mein rotes Haar richtig gegläntzt.

Vor 1139 Tagen hatte ich aufgehört, mir über solche Dinge Gedanken zu machen.

Ich ließ die Strähne los und hob die Konservendose mit dem Corned Beef auf. Mehr war nicht übrig. Natürlich würden davon keine sechs Leute satt – nicht mal drei. Wahrscheinlich hätte es nicht mal gereicht, um meinen Magen zu füllen.

Ich nahm den Topf aus dem Regal, füllte ihn mit Wasser, schaltete die kleine Kochplatte an und stellte ihn darauf. Es dauerte nur ein paar Minuten, bis das Wasser kochte. Ich öffnete die Dose und gab das Fleisch hinein.

»Was machst du da?«, fragte Dad und spähte in den Topf.

Ich rührte mit einem Holzlöffel in der Brühe und sah zu ihm auf. »Suppe.«

Seine Augen glänzten. Er verstand. »Du bist ganz schön clever, Sherry.« Er streichelte meine Wange und lächelte mich an. Manchmal behandelte er mich immer noch wie ein kleines Mädchen, als wüsste er nicht, dass ich längst alle Pflichten eines Erwachsenen übernommen hatte – vielleicht wollte er es auch einfach nicht wahrhaben. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie der Vorhang zurückgezogen wurde. Mom trat aus der Vorratskammer. Sie hatte die Tränen abgewischt und kam mit einem verlegenen Lächeln auf Dad und mich zu.

»Ich decke den Tisch«, verkündete sie und holte Suppenschüsseln und Löffel. Dad zögerte kurz, dann half er ihr. Ich sah weg, als er den Arm um ihre Taille legte und ihr etwas ins Ohr flüsterte. In diesem Bunker war Privatsphäre Mangelware.

Ich starrte in den Topf mit der rotbraunen Brühe. Sie hatte die Farbe von Hundefutter.

Vor 139 Tagen hätte ich mich geweigert, so etwas zu essen. Das war eine Ewigkeit her.

Jetzt konnte ich es kaum noch erwarten.

Alle setzten sich um den Tisch, sogar Grandma. Der

Essensgeruch – egal, wie eklig das Essen auch war – zog sie an wie das Licht eine Motte. Essen war das Einzige, das sie vom Stricken abhalten konnte. In den Monaten, bevor Grandpa den Kampf gegen den Krebs endgültig verloren hatte, war ihre Strickerei geradezu zwanghaft geworden. Es war wohl so eine Art Beschäftigungstherapie für sie. Seit seinem Tod hatte sie fast nicht mehr damit aufgehört.

Das Klicken der Stricknadeln beruhigte Grandma, den Rest der Familie dagegen trieb es langsam aber sicher in den Wahnsinn. Das *Klick-Klick* war wie ein Countdown. Unsere Zeit lief ab.

*Klick. Klick.*

Ich nahm den Topf vom Herd und stellte ihn auf den Tisch. Ein Schöpflöffel für jeden. Nicht gerade viel.

Dad öffnete den Mund – wahrscheinlich wollte er gerade protestieren –, als ich seine Suppenschüssel füllte, aber ich beachtete ihn nicht weiter. Stumm aßen wir das Wenige, das uns noch geblieben war.

Erst wollte Dad seinen Löffel gar nicht in die Hand nehmen. Ich sah auf und warf ihm einen flehentlichen Blick zu. *Hör auf, dich für uns aufzuopfern.* Er ließ den Kopf hängen und starrte in die Suppe. Schließlich fing er mit schuldbewusster Miene an zu essen.

Nach weniger als zwei Minuten waren wir fertig. Mia war die Letzte. Sie legte den Löffel weg und sah ihren Teller mit so sehnsuchtsvollen Augen an, dass ich wünschte, ich hätte ihr meinen Anteil überlassen.

In den nächsten Minuten sagte niemand etwas. Es

war nicht jene Art von Stille, die sich wie eine warme Decke über alles legt. Diese Stille war erdrückend.

Gierige Augen starrten in leere Teller, hoffnungslose Blicke streiften die leere Vorratskammer.

Seit 139 Tagen hatte ich kein Tageslicht mehr gesehen.

Seit 2 Minuten hatten wir nichts mehr zu essen.

*In der Küche roch es nach Lebkuchen und Äpfeln. Grandma formte den Vanillekipferlteig zu kleinen Halbmonden.*

*Perfekt.*

*Ich tauchte den Finger in die Käsesahnecreme und leckte ihn ab. Der süße Geschmack erfüllte meinen Mund und umschloss meine Zunge. Die beste Kuchenfüllung der Welt. Selbstgemacht. Grandma wäre niemals eine Backmischung ins Haus gekommen.*

*Nur noch einmal.*

*»Sherry, bitte. Lass das sein. Sonst wird dir schlecht.«*

*Das versuchte sie mir immer einzureden, damit genug Füllung für ihren bayerischen Apfelkuchen übrig blieb.*

*»Nur ein Qualitätstest.«*

*Sie versuchte, mich missbilligend anzusehen, schob mir dann aber doch die Schüssel hin.*

*»Na gut, einmal noch. Aber dann wasch dir die Hände. Und erzähl ja nichts deiner Mutter.« Sie grinste mich verschwörerisch an.*

*Die Käsesahne zerging mir auf der Zunge. Nichts auf der Welt schmeckte besser.*





## Zwei

Mit geschlossenen Augen lauschte ich den Geräuschen in der Umgebung.

*Klick. Klick.* Grandma strickte.

Ein *Bssss* und das gelegentliche Klicken eines Druckknopfs. Dad versuchte, mit seinem Amateurfunkgerät Verbindung zur Außenwelt aufzunehmen.

Ein langer Seufzer. Mom verlor die Geduld.

Kein Vogelzwitschern, kein Wind in den Bäumen. Keine Ablenkung. Nichts.

Ich öffnete die Augen und starrte auf einen kleinen Fleck an der weißen Decke. Dad hatte dort ein paar Tage, nachdem wir uns hier unten eingeschlossen hatten, eine Fliege erschlagen. Ich verbrachte manchmal Stunden damit, ihn anzustarren. Dann drehte ich mich zur Seite, so dass ich in den Raum sehen konnte. Dad saß vor dem Schreibtisch mit dem Funkgerät. Er hatte das Mikrofon in der Hand, drehte mit verzweifelter Miene an den Reglern herum und drückte auf Knöpfe.

In letzter Zeit sah er ständig so verzweifelt aus. Seit uns das Essen ausgegangen war, hatte sich die Verzweiflung tief in sein Gesicht eingegraben. Mein Magen zog sich zusammen und entkrampfte sich wieder, aber die Leere darin blieb.

»George, hier Richard. George, hörst du mich?«, fragte Dad.

Mia schmiegte sich enger an mich. Sie hatte die Augen geschlossen. Ihr rotes Haar war überall, die Locken verfilzt und knotig. Sie hatte sich daran gewöhnt, neben mir zu schlafen. Immerhin teilten wir uns seit 1141 Tagen ein Bett.

Eine Ewigkeit.

Eigentlich hätte jeder sein eigenes Bett haben können, seit Grandpa gestorben war und Grandma sich entschieden hatte, sitzend auf dem Sofa zu schlafen, doch Mia wollte nicht mehr allein schlafen. Sie wachte zusammen mit mir auf. Wenn ich ihren warmen Körper an meinem spürte, war das Hungergefühl weniger schlimm. Ihre Wärme schien die Leere irgendwie auszufüllen. Mia war zäh, viel zäher als die meisten Kinder in ihrem Alter. Sie hatte sich in den letzten Tagen nicht einmal beschwert. Obwohl sie viel Gewicht verloren hatte – das merkte ich, wenn ich sie aufhob oder wenn sie auf meinem Schoß saß. Darüber machte ich mir mehr Sorgen als über meinen eigenen Gewichtsverlust oder den nagenden Hunger. Sie war das jüngste Familienmitglied. Ich musste sie beschützen.

»Wie spät ist es?«, fragte ich in die Stille hinein und



strich dabei über Mias Haar. Vom Bett aus konnte ich die einzige noch funktionierende Uhr nicht sehen.

»Wen interessiert das?« Bobbys Stimme wurde durch das Kissen gedämpft, unter dem nur einige zerzauste blonde Haarsträhnen hervorspitzten.

»Ich will es eben wissen.«

»Warum?« Bobby hob den Kopf und sah mich an. »Hast du ein Date oder was? Wir können nicht das Geringste tun! Wir haben nicht mal was zu essen. Wir werden alle sterben.« Er vergrub den Kopf wieder im Kissen. Ich sagte nichts.

Bobby war wieder mal schlechter Laune. Seit er vor ein paar Wochen dreizehn geworden war, wurden seine Stimmungsschwankungen immer schlimmer.

Seit zwei Tagen hatten wir nichts mehr zu essen. Wie lange noch, bis wir zu schwach waren, um uns zu bewegen? Oder übereinander herfielen? Bei dem Gedanken hätte ich fast gelacht. Vielleicht verlor ich so langsam den Verstand.

Essen. Ich hätte alles für einen Apfel gegeben. Oder ein Steak. Oder über dem Lagerfeuer geröstete Schokokekse mit Marshmallowfüllung. Ich konnte sie fast schmecken – die rauchige Kekskruste, die Schokolade, die mir auf der Zunge zergeht ... Der Geschmack der Vergangenheit, der Geschmack all dessen, was ich vermisste. So süß.

Ich vertrieb diese Vorstellung aus meinen Gedanken. Mein Magen tat unerträglich weh. Meine Zunge fühlte sich an, als wäre sie mit einem pelzigen Flaum überzogen.

»George, bitte melde dich.« Dad umklammerte fest

das Mikrofon. George Smith war seit Highschoolzeiten sein bester Freund.

»Er wird dir nicht antworten«, sagte Mom vom Sofa aus. »Niemand antwortet.« Ihr blondes Haar war völlig zerzaust. Sie trug ein durchlöchertes Nachthemd aus Baumwolle. Es bekam sie ja sowieso niemand zu Gesicht, also weshalb sich die Mühe machen und sich anziehen?

Grandma saß neben ihr und strickte.

*Klick. Klick.*

Ich erinnerte mich, wie Grandma uns früher vorgelesen oder mit uns gesungen oder bayerischen Apfelkuchen gebacken hatte.

»George? Christine?« Dads Stimme wurde immer leiser. Keine Antwort.

George und Christine Smith wohnten nebenan. Zumindest früher mal. Ihre Tochter Isabel war meine beste Freundin.

Vor 1141 Tagen habe ich Izzy zum letzten Mal gesehen. Obwohl einen ihre ständige Plapperei manchmal fast zum Wahnsinn treiben konnte, hätte ich jetzt alles dafür gegeben, sie aufgeregt über ihre Lieblingsband oder den süßen neuen Jungen schnattern zu hören. Ich vermisste sie so sehr.

»George? Christine? Hallo? Bitte meldet euch.« Dad vergrub das Gesicht in den Händen.

Vor 2 Monaten hatten wir zum letzten Mal Kontakt zu George, Christine und Izzy. Oder sonst jemandem.

63 lange Tage.

»Ich halte das nicht mehr aus!« Dad ließ das Mikrofon fallen und sprang auf. Der Stuhl kippte um. Wir starrten ihn an. Ihn plötzlich so aufgeregt zu sehen, erschreckte mich.

»Ich werde nicht hier rumsitzen und warten, bis wir alle verhungert sind.«

Ich setzte mich auf, ignorierte Mias protestierendes Gemurmel und ihre kleine Hand, die nach meinem Oberteil griff. Selbst Grandma hatte aufgehört zu stricken.

Mom stand auf. »Was hast du vor?«

Dad antwortete nicht. Er ging in die Vorratskammer und kehrte kurz darauf mit einer Schrotflinte und seiner Polizeipistole zurück. Er steckte die Pistole in ein Gürtelholster, das er sich um die Hüfte schlang.

»Richard?« Moms Stimme zitterte. Sie ging auf ihn zu. Ich stieg aus dem Bett. Selbst Bobby richtete sich auf.

»Ich werde diesen verdammten Bunker verlassen und nach etwas Essbarem suchen. Ich werde nicht zulassen, dass meine Familie verhungert.«

Bobby sah mich an und hob fragend die Augenbrauen. Ich zuckte mit den Schultern – ich wusste ja auch nicht, was in Dad gefahren war. Moms Kinn bebte. Sie würde jeden Moment in Tränen ausbrechen. »Du weißt doch, was sie gesagt haben, als die Tollwut ausgebrochen ist. Wir sollen uns verstecken und erst rauskommen, wenn sie die Mutation unter Kontrolle haben. Sie haben gesagt, wir sollen warten, bis das Militär Entwarnung gibt. Hast du das vergessen?«

Dad lachte bitter. »Das Militär hat vor drei Monaten aufgehört, überhaupt irgendwas zu senden, und davor haben wir ein Jahr lang immer nur dasselbe gehört. Das war nur eine verdammte Aufzeichnung, die sie immer wieder abgespielt haben. Glaubst du wirklich, dass die sich noch mal melden?«

Mom schluckte und schüttelte den Kopf. Dad hatte natürlich recht. Wir hatten seit einem Jahr keine neuen Informationen erhalten. Eigentlich hatte das Militär nur gesendet, dass wir in unseren Bunkern bleiben sollten. Sonst nichts, keine neuen Nachrichten. Nur eine blöde Tonbandaufzeichnung. Vielleicht gab es da draußen ja überhaupt niemanden mehr, der noch irgendetwas hätte senden können ... Diesen Gedanken verdrängte ich ganz schnell wieder.

»Die Regierung ist schuld, dass wir überhaupt in diese Lage geraten konnten. Wir sind auf uns gestellt. Niemand wird kommen und uns retten. Entweder ich gehe raus, sehe mich um und organisiere was zu essen, oder wir werden hier verhungern.«

Mom schüttelte langsam den Kopf und griff nach seinem Arm. »Du weißt nicht, was da draußen los ist. Erinnerst du dich nicht an die Warnungen? Diese Tollwütigen könnten immer noch frei rumlaufen. Die waren ja völlig durchgedreht.«

»Ich bin bewaffnet. Ich kann mich verteidigen.«

Mom sah ihn flehend an und umklammerte seinen Arm so fest, dass ihre Knöchel weiß hervortraten.

»Schatz, wenn ich nicht rausgehe und was zu essen

suche, werden wir alle sterben«, sagte Dad mit einem ebenso inständigen Blick.

Mom schloss die Augen und nickte kurz. »Ich weiß.«  
Dad lächelte und gab ihr einen Kuss.

1 141 Tage, seit ich zum letzten Mal den Himmel gesehen und die Wolken gezählt hatte.

Plötzlich war ich ganz hibbelig vor Aufregung. Meine Entscheidung war gefallen. »Ich komme mit.«

»Nein.«

Ich suchte meine Klamotten zusammen und zog sie über die Shorts und das Top, in denen ich geschlafen hatte. Jeans und ein langärmeliges Shirt würden reichen – es war schließlich Sommer da draußen. Zumindest hoffte ich das.

Dad schüttelte den Kopf. »Sherry, ich habe Nein gesagt.«

Nein? Glaubte er im Ernst, er konnte es mir verbieten? Nach allem, was ich getan hatte? Ich war während der letzten paar Monate ja wohl die einzig Vernünftige in diesem verdammten Bunker. Er und Mom waren nämlich viel zu sehr damit beschäftigt gewesen, sich zu streiten.

»Dad, du kannst nicht allein da rausgehen. Wenn du dich verletzt, kann dir niemand helfen. Das ist Regel Nummer eins in solchen Situationen – niemand geht allein, immer nur zu zweit. Das hast *du* doch immer gesagt. Du und Grandpa.«

Grandpa hatte Dad diese Regel wieder und wieder eingetrichtert, und Dad hatte sie dann an Bobby und

mich weitergegeben. Er hatte Dutzende von Büchern über Leute gelesen, die im Dschungel, in der Wüste, im ewigen Eis und wer weiß wo sonst noch überlebt hatten. *Ein Mensch kann nicht länger als drei Wochen ohne Nahrung auskommen.* Ich konnte förmlich hören, wie mir Grandpa das vorbetete.

»Wenn ihn jemand begleitet, dann ich«, sagte Mom, doch in ihrem Gesicht stand nackte Angst. Sie würde mich nicht aufhalten, so viel war sicher.

»Und dein Asthma? Außerdem muss jemand bei Grandma, Mia und Bobby bleiben.«

Mom runzelte die Stirn und sah sich verzweifelt um. »Es ist zu gefährlich. Du bist doch noch ein Kind.« Ich öffnete den Mund, um Widerspruch einzulegen, doch sie fuhr schon fort. »Und wenn dir was passiert? Ich will euch nicht beide verlieren, auf keinen Fall.«

»Mom, wir suchen nur was zu essen. Uns wird schon nichts passieren.«

Es war offensichtlich, dass ich sie überredet hatte. Bobby verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich werde Dad begleiten, nicht du. Du bist ein Mädchen.«

Ich rollte mit den Augen. »Ich bin zwei Jahre älter als du. Außerdem hat mich Dad mit zum Schießstand und auf die Jagd genommen. Ich weiß, wie man mit einer Waffe umgeht.«

Bobby wollte gerade zu einem höchstwahrscheinlich ziemlich bescheuerten Widerspruch ansetzen, als Dad die Hand hob. »Es reicht.«

Alle sahen ihn an.

»Sherry hat recht. Ich sollte nicht allein losziehen, und sie kommt noch am ehesten infrage.«

Bobby ließ die Schultern sinken. Ich musste mir ein Grinsen verkneifen.

1 141 Tage, seit ich zum letzten Mal das Tageslicht gesehen und frische Luft gerochen hatte, seit mir der Wind das Haar zerzaust hatte.

Dad schnappte sich seine Jacke und zog sie über. »Nimm deinen Mantel mit.«

Ich nickte, während ich in Moms alte Turnschuhe schlüpfte. Dann zog ich den Mantel an – der ebenfalls Mom gehörte, weil mir meine Sachen nicht mehr passeten – und ging zu Dad hinüber. Er stand vor der Holztreppe, an deren Ende die Stahltür lag, die uns vor allem beschützte, was auch immer dort draußen lauern mochte. Mom, Bobby und Mia folgten uns. Grandma strickte weiter und sah nicht auf.

*Klick. Klick.*

»Sei vorsichtig, bleib bei deinem Dad und hör auf das, was er dir sagt ...«

»Mach dir keine Sorgen, Mom. Mir wird schon nichts passieren. *Uns* wird nichts passieren.«

Sie wirkte ganz und gar nicht überzeugt, aber sie versuchte trotzdem zu lächeln und umarmte mich fest. Schließlich ließ sie mich los, wandte sich zu Dad um und gab ihm einen Kuss. »Pass gut auf sie auf – und kommt bald wieder zurück.« Ihre Stimme zitterte.

»Versprochen«, sagte er. Er war aufgeregt. Offen-



Susanne Winnacker

**The Weepers. Und sie werden dich finden**  
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-31424-5

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2013

Wenn dich jeder Schritt nach draußen dein Leben kosten kann ...

Drei Jahre, einen Monat, eine Woche und sechs Tage: So lange ist es her, dass Sherry das letzte Mal das Tageslicht gesehen hat. Mit ihren Eltern und Geschwistern hat sie sich in einem Bunker verschanzt, nachdem ein Großteil der Bevölkerung von L. A. einem mutierten Virus zum Opfer fiel. Als die Lebensmittel zur Neige gehen, müssen Sherry und ihr Vater den Schritt nach draußen wagen – eine Expedition mit ungewissem Ausgang. Denn die wenigen Überlebenden, die durch die verlassenen Straßen der Stadt streifen, sind kaum mehr als menschlich zu bezeichnen und machen Jagd auf alles, was sich bewegt. Sherry und ihr Vater haben nur gemeinsam eine Chance – doch dann werden sie getrennt.